

Kunst als Zugang

Ansätze einer ästhetischen Phänomenologie

Alex Arteaga

(Vortrag gehalten in der *Nacht der Philosophie*. Institut Français, Berlin 13. Juni 2014)

Mit diesem Vortrag möchte ich einige Reflexionen mit Ihnen teilen, die, meiner Ansicht nach, die Notwendigkeit einer ästhetischen Erweiterung der phänomenologischen Methodologie belegen. Ich postuliere, dass die phänomenologische Methode — und ich möchte daran erinnern, dass Phänomenologie zuerst *Methode* ist — *ästhetisch* erweitert werden muss, um ihr Grundziel, nämlich die Klärung der Struktur der Intentionalität, überhaupt erreichen zu können.

Die Notwendigkeit des Ästhetischen wurde bereits von Husserl erkannt, spätestens als er für seine Vorlesungen über *passive Synthese* den Begriff der “transzendentalen Ästhetik” auf Grund seiner Überzeugung, eine transzendente Ästhetik sei Voraussetzung einer transzendentalen Logik, als Titel in Erwägung zog.

Ausgangspunkt meines Vortrags ist aber nicht die Husserlsche Überlegung über eine passive Synthese — eine *kinästhetische* Synthese der Phänomene —, sondern eher das Konzept von Wahrnehmung, das Merleau-Ponty in seiner *Phänomenologie de la Perception* vorlegte oder, genauer gesagt, die *negative Form* dieser Bestimmung, das, was diese Bestimmung ausschließt, das was Wahrnehmung *nicht* ist aber ihren Hintergrund bildet.

Merleau-Ponty verstand Wahrnehmung nicht als die Repräsentation einer äußeren Welt im Inneren des Wahrnehmenden, sondern als die Erscheinung *eines* Phänomens aus einem Universum von Möglichkeiten. Demzufolge bedeutet Wahrnehmen die spontane Emergenz einer Form aus der Formlosigkeit, die Konstitution einer Differenz in und aus dem Undifferenzierten. Beim Wahrnehmen entsteht unter unendlich vielen potentielle Formen *eine Konkrete*. Inmitten einer Sphäre von Potentialität wird *eine* Form aktualisiert. Wahrnehmen heisst, *etwas* wahrzunehmen.

Das Verhältnis zwischen Potentialität und Aktualität ist jedoch komplexer als in den letzten Formulierungen angedeutet. Dieses Verhältnis lässt sich nicht auf die Aktualisierung einer unter vielen Möglichkeit reduzieren. Die Relation zwischen Potentialität und Aktualität kann nicht durch einen einzigen Vektor, der von den Möglichkeiten zur einer konkreten Formung verläuft, beschrieben werden. Im Gegenteil stehen Potentialität und Aktualität in einer *ständigen reziproken Kommunikation*. Die Emergenz einer Form annulliert nicht das formlose Substrat. Es handelt sich nicht um einer Substitution des Formlosen durch das Formierte. Im Gegenteil handelt es sich um eine Relation von *transformativer Zirkulation*, um eine spezielle Art kontinuierlicher Abwechslung zwischen der Entstehung von klar konturierten Objekten und ihrer Destabilisierung, um eine besondere Weise der Oszillation zwischen scharfen und unscharfen Präsenzen.

Das Spezielle, das Besondere dieser Abwechslung, dieser Oszillation liegt in ihrer paradoxalen Zeitlichkeit. Die sequentielle Struktur dieser Prozesse, ihr konstituierendes Nacheinander, koexistiert mit der *Gleichzeitigkeit* der Termini, die sie in Verbindung bringen.

Wie, exzeptionell, auf den Fotografien von Hiroshi Sugimoto, die ich als stille Kontrapunkt meiner Rede gewählt habe, gesehen werden kann, *koexistieren* Schärfe und Unschärfe, Form und nicht-Form. Oder besser: Formkonstitution und Formablösung, Differenzierung und Verschwommenheit. Beide, die Aktualität einer Form, ihre differenzierte und differenzierende Erscheinung und die offene Sphäre möglicher Formen, möglich erscheinender Konturen, sind, oszillierend, immer da. Die Form ist so latent in der nicht-Form, wie das Undifferenzierte in dem scharf von seinem Umfeld segregierten Objekt.

Darüber hinaus, stehen diese zwei Präsenzarten nicht bloß simultan nebeneinander. Sie bilden *reziproke Bedingungen* ihrer jeweiligen Präsenzen. Form, in ihrer Aktualität — Form *als* Aktualität — ist so sehr vom Formlosen konditioniert, wie die Sphäre des Undifferenzierten von der Erscheinung einer Form.

Ihre dynamische und gegenseitige Abhängigkeit beruht auf ihrem gemeinsamen Ursprung. Die Sphäre möglicher Phänomene und ihre Spezifizierungen emergieren aus der Interaktion zwischen Subjekt und Umwelt. Noch präziser, sie emergieren aus der Situation, in der Subjekt und Umwelt als solche zu Stande kommen: die Interaktion zwischen einem Körper und seiner Umgebung. Ein berührender Körper ist berührt von der Aktivität seines Umfelds und diese

intime, unaufhörliche und konstituierende Berührung bildet die Sphäre des Möglichen, die Domäne aller potentiellen Präsenzen für den Subjekt-werdenden Körper.

Eine lebende, verkörperte Organisation — ein *Organismus* — transformiert seine Umfeld in einer Domäne möglicher Interaktionen auf Grund seiner eigenen, geschlossenen Funktionsweise *und* der Berührung der Umwelt-werdenden Umgebung. In diesem Kontext, bildet die Aktualisierung einer der möglichen Interaktionen, ihre spezifische Formung, ein *Mittel*, um die transformative Kopplung zwischen Subjekt und Umwelt aufrechtzuerhalten. Die Emergenz einer Form schließt also einen Kreis: sie trägt zur *Kontinuität* des relationalen Prozesses, der ihre Entstehung *ermöglicht*. *Weil wir eine Form sehen, sehen wir weiter zu.*

Die Differenzierung, welche die Emergenz eines perzeptuellen Phänomens verursacht, ist keine Scheidung. Seine scharfen Konturen schneiden nicht das Kontinuum in und aus dem es erscheint. Im Gegenteil, sie stellen neue Möglichkeiten der Interaktion mit und in diesem Kontinuum. Die Differenz ist *kohärent* mit der fließenden Verworrenheit, mit der sie koexistiert. Und eben aufgrund dieser Kohärenz entsteht *diese* spezifische Form und zwar genau diese und keine andere Form in einer spezifischen Situation. Daher ist die Form, spontan, eine *sinnvolle* Erscheinung. Sie *macht Sinn*. Einfach wenn und weil sie erscheint. Und wenn dies nicht der Fall ist, wenn eine Form als inkohärent, als nicht passend erscheint, wenn ihre Erscheinung die bestehende Kohärenz in Frage stellt, reagiert das ganze System, um die Kohärenz — den Sinn — wiederherzustellen. Die Form spielt in diesem Fall eine *subversive* Funktion. Sie evidenziert — wenn ich die Sprache etwas forcieren darf — sie bringt zur *Evidenz*, sie *zeigt*, dass der Kurs, welcher der Wahrnehmende und seine Umwelt zusammen steuern, variiert werden muss. Sie macht evident, dass *das Ganze* anders verstanden werden muss.

Diese Evidenz ist jedoch auch besonderer Art. Sie ist keine perzeptuelle, sondern eine *intuitive* Evidenz. Sie ist keine Evidenz im wortwörtlichen Sinn. Der Begriff *intuitive Evidenz* weist auf eine andere, *nicht perzeptuelle* Art der Präsenz. Denn wir sehen nicht die Kohärenz oder Inkohärenz der entstehenden Form. Wir sehen auch nicht ihre Entstehung. Wir sehen die einzelnen Phänomene — sehen heisst einzelne Phänomene zu sehen — und die Relationen zwischen den Phänomenen, die auf ihrer objektualen Verfassung beruhen, aber wir nehmen die *Dynamiken ihrer Koaleszenz* nicht wahr. *Wir nehmen einzelne Objekte wahr, aber nicht die Welt.* Sie, die Welt, ist dennoch präsent als der operative Hintergrund, der die kohärente Präsenz einzelner Formen, d.h. ihre Präsenz überhaupt, ermöglicht.

Wir haben also simultan mit zwei intim miteinander verbundenen Präsenzarten zu tun: die scharf konturierte, eindeutige, stabile Präsenz einzelner Formen und die verworrene, vage, subtile, fließende Präsenz der Welt, in und mit der die einzelnen Formen erscheinen.

Ohne ihre Vagheit, Subtilität und Prozesshaftigkeit zu verlieren, den sie konstitutive Eigenschaften sind, kann diese letzte Präsenzart intensiviert werden. Sie kann für uns präsenter sein. Diese Intensivierung kann durch eine Veränderung unseres Verhaltens eingeleitet werden, durch eine Modifikation der Art und Weise, wie wir agieren, wie wir mit unserer Umgebung interagieren. Der Kernpunkt dieses Wandels und somit der Schlüssel für einen verstärkten *Zugang* zu dieser unterschwellig vorhandenen Präsenz ist eine Veränderung der *Zweckmässigkeit* unseres Agierens. Die implizite oder explizite Setzung von Zielen funktionalisiert die perzeptuellen Phänomene grundlegend, bereits im Moment ihrer Konstitution. Wenn ein perzeptuelles Objekt im Zusammenhang eines zielgerichteten Agierens entsteht, erscheint es als Mittel zum Zweck. Wenn ich in einer für mich neuen Stadt auf der Suche nach einem Café, in dem ich mit jemandem verabredet bin, um eine relevante Angelegenheit zu besprechen, schnell laufe, sind die verschiedenen Räumlichkeiten, die ich überquere, die Bilder, die ich sehe nur eins: Nutzbare oder nicht nutzbare Information, um mein Ziel zu erreichen. Je stärker die Konzentration auf das Ziel, desto reduktiver die Präsenz meiner Umgebung. Je stärker mein Verhalten durch eine Zielsetzung konditioniert ist, desto eindeutiger werden die in diesem Zusammenhang entstehende Phänomene Mittel zum Zweck. Die Relationen zwischen einzelnen Phänomene, die in diesem Zusammenhang erkannt werden, sind logischer Art. Sie strukturieren den Informationsgehalt des Wahrgenommenen in Funktion zu meinem Ziel — wenn ich jetzt auf dieser Kreuzung bin, muss ich erst rechts und dann links abbiegen und das Café muss da sein. Währenddessen ist die Welt nicht da. Stattdessen nur eine schmale Linie, die mich mit meinem Ziel verbindet. Die Präsenz der Welt, der dynamischen, offenen und spontanen Koaleszenz *aller* sich in einer Situation ergebenden Phänomene benötigt eine andere Relation zwischen Aktion und Zweck, um präsent zu werden. Es handelt sich dabei nicht um die Abschaffung jeglicher Zweckmässigkeit. Dies wäre unmöglich, da Agieren — als Konstellation *intentionaler* Akte — immer direktional ist, immer ein Agieren *zu* etwas ist. Es handelt sich stattdessen um eine Umdeutung der Zweckmässigkeit, die so subtil sein muss, wie die Präsenz die dadurch zugänglicher werden soll. Kant hat dafür in seiner dritten Kritik — in seiner Ästhetik — eine wunderbare Formulierung geprägt: *Zweckmässigkeit ohne Zweck*. Dieser paradoxe Ausdruck kann mit einer anderen, ebenso paradoxalen Formulierung korreliert werden, um die *Qualität* des

Agierens zu umreißen, der einen ausgedehnten Zugang zur Welt in ihrer subtilen Präsenz — einen Zugang zur Welt *als* Welt — ermöglichen kann: *passive Aktivität*. “Passiv” bedeutet hier nicht die Negation des Aktiven, genauso wenig wie der Ausdruck “ohne Zweck” die Annullierung der Zweckmässigkeit intendiert. Passivität heisst hier, Agieren als *Agieren-Lassen*. Es deutet auf eine Art des Agierens hin, welche die Spontaneität der Situation entwickeln lässt, anstatt die Situation zu kontrollieren versucht. Eine Form des Agierens, dass die Situation geschehen lässt und nicht versucht, sie in den Griff zu bekommen, sie zu er- oder begreifen. Es handelt sich um ein *adaptives* Agieren, um eine Aktionsart, welche den Fluss der Interaktion zwischen den verschiedenen Akteuren nicht hindert, nicht blockiert, sondern in ihrem Fließen durch eine *engagierte Zurückhaltung*, durch die *adaptive Akzeptanz* der anderen in der Situation wirksamen Kräften *unterstützt*. Es handelt sich um ein Agieren, das durch die Minimierung des Logischen, Diskursiven, Apodiktischen und Urteilenden, d.h. all denjenigen Aktionsformen, welche zwingend zur Konstitution von Objekten führen — eine Maximierung der grundlegendsten Fähigkeiten des In-der-Welt-Seins zulässt: die Fähigkeiten des körperlichen, kinästhetischen, sinnlichen und emotionalen Agierens. Es handelt sich somit um ein *ästhetisches* bzw. *aisthetisches* Agieren.

Ästhetik ist hier zuerst als *organische Disposition*, das heißt, als eine körperliche Haltung, als eine Anordnung körperlicher Aktivitäten und somit als eine Art des Interagierens mit der Umwelt verstanden, die, ohne die Präsenz einzelner Phänomene zu verlieren, einen intensiven *Kontakt* mit den Dynamiken ihrer relationalen Entstehung, Transformation und Auflösung ermöglicht. Ohne die deutlichen Konturen zu annullieren, tritt in der ästhetischen Erfahrung das Uncharfe, das Vage, das Verworrene, das Undifferenzierte in der Vordergrund, nicht aber als Mangel von Klarheit — nicht, wie Baumgarten es qualifizierte, als “niedere Erkenntnisform” — sondern als die *Art* von Klarheit, in der die Welt, der dynamische Grund der Kohärenz *aller möglichen* Phänomene präsent werden kann. “Die schönen Dinge — hat Kant geschrieben, die Artefakte, die durch ästhetisches Agieren produziert werden und sich als solche im Licht einer Zweckmässigkeit ohne Zweck präsentieren — zeigen an, dass der Mensch in die Welt passe”. Sie zeigen also die Welt, in die der Mensch passt, mit der der Mensch in ständigen Anpassungen handelt.

Die Erweiterung der phänomenologischen Methodik durch die systematische Ausübung bestimmter ästhetischer Praktiken, kann der anvisierte *primitive Zugang zur Welt*, der Zugang zum *rohen* oder *wilden Sinn* — *sens brut*, *sens sauvage* — ermöglichen, der die scharfe Differenzierung, welche die beschreibende Sprache erzeugt, nur blockieren kann.

Die Eindeutigkeit der beschreibenden Sprache, angemessen für die präzise Erschließung einzelner Phänomene, beschränkt die Reichweite, die sie in ihrer *poetische* Ausprägung — wie Bachelard zeigte — erreichen kann. Darüber hinaus, über die Grenzen sprachlicher Artikulation, kann eine *ästhetische Phänomenologie* nicht nur Zugang zu den Phänomenen, zu den Sachen selbst gewähren, sondern auch zu der Art und Weise wie sie, sinnvollerweise, als Welt miteinander emergieren.

